

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 111. Bromberg, den 19. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von **Frieda Zieschank.**

Zum Geleit.

Inmitten der argentinischen Pampa, in einer elenden baufälligen Lehmbaracke, lebt nun schon seit Wochen mutterseelenallein eine deutsche Frau. — — — — — — —

Soweit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch, kein grüner Halm. Ringsum nur öde graue Steppe. Fern am Horizont heben sich am Tage die paar Dächer einer Station gegen den Himmel ab — sonst nur hie und da ein paar Stücke weidendes Großvieh.

Wenn abends die Sonne in blutrotem Glast versinkt, dann folgt ihr die Sehnsucht nach dort, wo es liegt, das Verlorene! — Nachts unter der weiten Sternenkuppel — da sucht das Auge nur das Sternbild, das einst auch über dem glücklichen Heim geleuchtet: das Kreuz des Südens — und die Sehnsucht ruft!

Und so, wie die einsame Frau hier — die ich selbst bin — so leben sie mit der Last ihrer Sehnsucht über den ganzen Erdball verstreut, die einst zusammen gestrebt, geliebt, gelitten. Sie leben daheim in der Not der alten Heimat, auf dem Balkan, im brasilianischen und paraguayschen Urwald, in der mexikanischen Steppe, im Indischen Ozean. Verweht über die ganze Erde! — Saat oder Spreu? — —

Wenn der gewaltige Herrscher der Pampa den Himmel verdunkelt, wenn er angebraust kommt, der furchtbare Pampero, Himmel und Erde durch gigantische Sandsäulen verbindend, an den erbebenden Wänden der Hütte rüttelnd, dann steigt in der unendlichen Einsamkeit aus dem schrecklichen Wüstenbilde die Erinnerung auf an das verlorene Paradies:

Das blaue Südmeer rauscht. Und aus ihm hebt es sich empor, das unvergeßliche Inselland! Liebe altvertraute Gestalten sehe ich wandeln unter den Palmen, sehe sie schaffen auf ihrer Scholle, höre sie lachen in ihrem Heim!

So kamen sie — so mußte ich sie festhalten — so entstanden diese Aufzeichnungen.

Pampa-Central, 1922.

Frieda Zieschank.

•

1.

Martha Peters lag mit geschlossenen Augen in ihrem Deckstuhl.

Seit Tagen war nun schon das Festland Europas außer Sicht. Durch schimmernde Bläue zog das Schiff seinen Weg, blau der Himmel, blau die unendliche Fläche des Mittelmeers.

Es war die stillste Tagesstunde an Bord, die Zeit der Mittagsruhe. Fast alle Fahrgäste lagen in friedlichem Schlummer in ihren Stühlen ausgestreckt, und das gedämpft heraufdringende Stampfen der Maschinen, das leise Rauschen der Wellen an der Schiffswand waren das einzige Geräusch in dieser mittäglichen Stille.

Martha schlief nicht. Wie in jeder Stunde des Alleinseins, seit sie an Bord war, sprangen wieder die unsinnigen Fragen in ihr auf, zerrten an ihrem sonst so ruhigen Verstande: Bin ich — Martha Peters — es wirklich, die hier wie eine Abenteuerin in der Welt herumfährt, einem unbekannten Schicksal, einem fremden Manne entgegen?

Und dann stieg die Angst vor dem Ungeheuerlichen in ihr hoch, daß sie auffuhr und mit verstörten Augen um sich blickte.

Ja, es stimmte schon. Sie saß als Fahrgast der Zweiten Kajüte auf dem Lloyddampfer „Seydlitz", der sie nach der andern Seite der Erdkugel bringen würde. Unweit von ihr ruhte die dürre australische Miß, deren Perücke sich durch die vielen Kissen ihres Deckstuhls etwas verschoben hatte, und weiter links Mr. Watson, dem die unvermeidliche Shagpfeife eben aus dem Mundwinkel rutschen wollte. Von den übrigen Mitreisenden sah sie von ihrem Platze aus nur Decken, Kissen und Kopfhüllen. Alle lagen in sanftem Schlummer. Nur die junge stille Deutsche mit dem dunklen Madonnenscheitel saß emsig strickend auf ihrem Plätzchen an der Reeling.

Und wieder holte Martha Peters die beiden Briefe hervor, die Briefe, die ihrem Leben eine fremde Richtung gegeben, die sie herausgelockt aus ihrer Vaterstadt in unbekannte Weiten. Und trotzdem sie jedes Wort kannte, las sie die beiden Schreiben auch jetzt wieder gewissenhaft vom ersten bis zum letzten Wort.

Pflanzung Oli ula, April 1908.

Sehr verehrtes Fräulein Peters!

Wenn Sie meinen Namen als Absender lesen, ahnen Sie wohl schon den ungefähren Inhalt meines Briefes, denn ich weiß, daß meine Mutter und Schwester bereits in meinem Interesse mit Ihnen gesprochen haben. Weiß auch, daß Sie ihre Vorschläge entrüstet von sich gewiesen. Und doch möchte ich noch einmal selbst mein Glück bei Ihnen versuchen. Wenn ich Ihnen auch noch vollständig fremd bin, so sind Sie es mir nicht mehr so ganz, denn meine Angehörigen haben mir viel von Ihnen geschrieben und — zürnen Sie ihnen nicht — mir auch mit letzter Post Ihr Bild gesandt. Meine Mutter schreibt mir, ich solle kommen und persönlich um Sie werben, dann, meint sie in ihrer Voreingenommenheit für mich, würde es mir sicher gelingen, Ihr Jawort zu erlangen.

Wie gern täte ich das: Aber für uns Tropenmenschen in der fernen Südsee ist manches, was für Andere selbstverständlich, oft unmöglich. Lassen Sie mich ganz kurz von mir, meinem Leben und den Verhältnissen hier sprechen, vielleicht erklärt Ihnen dies das Ungewöhnliche meines Vorgehens. Das meiste werden Sie zwar schon durch die Meinen wissen.

Als junger Handlungsgehilfe wurde ich von der großen Hamburger Firma herausgesandt. Mit Begeisterung bin ich nie Kaufmann gewesen, und hier reizte mich sehr bald das Leben des Pflanzers viel mehr als die Kontobücher und die Warenlager. Ich erreichte von meinem großzügigen Chef, daß ich einen Beamtenposten auf einer der großen

Palmplantagen der Gesellschaft bekam, und hier war ich mehrere Jahre tätig. Dann wollte es mein Glücksstern, daß ein Kakaopflanzer, der für längere Zeit in die Heimat reiste, mir die Leitung seiner Pflanzung anvertraute. So wurde ich Pflanzer, ein Beruf, in dem ich bald mit Leib und Seele aufging. Die Rückkehr des Besitzers fiel mit dem Tode meines Vaters zusammen. Mit dem mir zugefallenen Erbteil und meinen Ersparnissen verwirklichte ich dann meinen Lieblingstraum: ich erwarb eignes Land und legte meine Pflanzung an.

Das war vor nun acht Jahren. Es sind Jahre harter Arbeit gewesen. Nun liegt das Schwerste hinter mir, ich kann aufatmen und in Ruhe der weiteren Entwicklung meiner Pflanzung entgegen sehen. Aber was ich im Drange der heißesten Arbeit nie so tief empfunden, die Einsamkeit, dünkt mich jetzt unerträglich. Ich brauche nun einen tapfern Kameraden, eine Frau, die teilnimmt an meinem Streben, die sich mit mir freut an den Früchten meines Schaffens, eine treue verständige Gefährtin, die das einsame Pflanzerhaus erst zum behaglichen Heim gestalten kann.

Wie soll ich nun zu einer solchen Frau kommen? Eine Brautfahrt in die Heimat ist mir noch für Jahre hinaus unmöglich, denn ich kann mein Land noch nicht verlassen, ohne alles, was ich errungen, aufs Spiel zu setzen. Hier gibt es keine deutschen Mädchen, und nur ein solches kommt für mich in Betracht. So blieb also der einzige Weg der, den ich gegangen, ich wandte mich an meine Mutter und bat sie, für mich zu wählen und zu vermitteln. Sie nannte mir dann ein paar Namen, schrieb aber besonders herzlich von Ihnen. Nach allem, was sie sagte, erkannte ich klar, daß von den Persönlichkeiten, die sie mir vorschlug, nur Sie für mich in Frage kommen könnten. Daß Sie entschieden abgelehnt haben, als meine Schwester bei Ihnen anfragte, schreckt mich einstweilen noch nicht, es hat mir im Gegenteil gefallen. Und deshalb wende ich mich nun selbst an Sie mit der Frage, ob Sie sich nicht entschließen können, meine Lebensgefährtin zu werden.

Meine Mutter ist der Ansicht, daß Sie zu sehr an den Kindern Ihrer verstorbenen Schwester hängen, die Sie erziehen, und daß das wohl der Hauptgrund Ihrer Weigerung sei. Aber können diese Nichtchen, die Sie doch vielleicht eines Tages hergeben müssen, Ihnen wirklich ein eignes Heim, eine eigne Familie ersetzen?

Es ist kein glanzvolles Los, das ich Ihnen bieten kann, aber ein gesichertes, friedliches Heim; kein abwechslungsreiches üppiges Leben, sondern ein ernstes Zusammenarbeiten. Aber wie ich Sie aus den Schilderungen der Meinen kennengelernt, wird das Ihrem Wesen gerade entsprechen.

Nun bitte ich Sie herzlich, sich über das Ungewöhnliche meiner Werbung hinwegzusetzen und mich nicht allzulange auf Antwort warten zu lassen, denn lang genug wird die Wartezeit schon durch die schwierige Postverbindung.

Es grüßt Sie

Ihr ganz ergebener
Karl Uffrecht.

Der andere Brief lautete:

Pflanzung Oli ula, am 27. 8. 08.

Mein liebes, sehr verehrtes Fräulein Peters!

Auf Ihre Absage hin würde ich es nicht gewagt haben, noch einmal an Sie zu schreiben, wenn nicht der letzte Brief meiner Mutter die Nachricht von der bevorstehenden Wiederverheiratung Ihres Herrn Schwagers enthielte. Ich betrachte dies Ereignis als einen Wink des Schicksals, denn damit fällt der Hauptgrund, den Sie für Ihre Weigerung angeben, fort. Sie schreiben, daß Ihr Leben den Ihnen anvertrauten Kindern gehöre, daß Ihr Herz so an diesen hinge, daß daneben für nichts anderes Raum sei. Und nun denke ich, daß, wenn Sie jetzt die Kinder fortgeben müssen, Ihr Dasein plötzlich leer und einsam werden wird. So einsam, wie das meine. Deshalb habe ich den Mut und frage Sie nochmals, ob Sie sich jetzt nicht doch entschließen können, Ihrem Leben durch eine Ehe mit mir einen neuen dauerhafteren Inhalt zu geben. Einen einsamen Mann zu beglücken, eigne Kinder zu erziehen — würde das die Lücke nicht ausfüllen können, die nun sicher in Ihrem Leben entsteht?

Ihre weitern Einwände bedeuten gar nichts. „Daß Ihr Vermögen viel bescheidener ist, als meine Verwandten wohl annehmen?“ Die haben mir nichts darüber geschrieben, und ich habe nie darnach gefragt. Ich will eine Frau, kein Geld. Meine Frau ernähre ich selbst. Wenn Sie Vermögen haben, so lassen Sie das ruhig in sicherm Gewahrsam in der Heimat, ich brauche es nicht. „Daß Sie zu alt seien?“ Sie sind kaum dreißig Jahre und ich bin vier Jahre älter. Mit einem jungen, unfertigen Ding könnte ich nichts anfangen, ich brauche einen reifen Menschen neben mir.

Wohl verstehe ich, daß es eine schwere Zumutung für ein Mädchen ist, in ein fremdes Land zu gehen, um sich einem fremden Manne anzuvertrauen. Das Äußerliche können Bilder zur Not ja ersetzen — Sie haben sicher solche von mir bei meinen Angehörigen gesehen und ich besitze das Ihre. Das Wichtigste ist der innere Mensch. Aber wie viele Bräute kennen denn den bei ihren Verlobten vor der Ehe, selbst bei jahrelanger Bekanntschaft?

Selbstverständlich lasse ich Ihnen auf Ihren Wunsch hier auch noch Zeit. Ich würde für Ihre Aufnahme in einer bekannten Familie sorgen, so daß Sie mich erst kennen lernen könnten.

Ich müßte Ihnen wohl das hiesige Leben und die hiesigen Verhältnisse eingehend schildern, aber ich fürchte, ich bin darin sehr ungeschickt. Daß Samoa tropisch ist, wissen Sie selbstverständlich, aber das Klima ist gesund, Malaria gibt es hier nicht. Tropischer Komfort und Üppigkeit, das, was man sich so gewöhnlich unter Tropenleben vorstellt, fehlen vollständig. Der Lebenszuschnitt ist bescheiden. Die Wohnhäuser sind leichte Holzgebäude mit wenig Zimmern, tagsüber lebt man meist auf den Veranden. Die Bedienung besteht aus Chinesen, einfachen Pflanzungskulis, die man sich erst für seine Zwecke anlernen muß. Meine Pflanzung liegt eineinhalbe Stunde Wagenfahrt von Apia, der einzigen Stadt, entfernt, und der nächste Nachbar ist in etwa zwanzig Minuten zu erreichen.

Viel deutsche Frauen gibt es hier leider noch nicht, aber die wenigen, die da sind, scheinen sich sehr glücklich zu fühlen, wenigstens versicherte mir noch jede, daß sie nie Heimweh nach der Kulturwelt gehabt.

Sie glauben nicht, welch wichtige Rolle hier das Heim einer deutschen Hausfrau spielt. Es verkörpert mitten im Urwald unser Volkstum, unsere Art. Kann die Aufgabe, hier in der Ferne solch ein Stück deutscher Heimat zu schaffen, Sie wirklich nicht reizen?

Noch hoffe ich, hoffe jetzt stärker als nach meinem ersten Ruf. Und wenn meine Hoffnung recht behält, wenn Sie einwilligen, dann bitte ich Sie: kabeln Sie mir ein kurzes Ja. Dann rüsten Sie sich schnell zur Fahrt, denn längeres Warten wäre zwecklos.

Es grüßt Sie

Ihr
Karl Uffrecht.

— — — — — — — — — — —

Martha Peters lehnte den Kopf zurück und schloß wieder die Augen.

In welcher Stimmung hatte das letzte Schreiben sie angetroffen!

Gerade eine Woche war vergangen, seit der Schwager mit der fremden Frau gekommen war und die Kinder fortgeholt hatte nach seinem Wohnsitz am andern Ende des Deutschen Reiches. Die Kinder — ihre Kinder! Waren sie das nicht? Gehörten sie nicht ihr, die sie sieben Jahre gepflegt, umsorgt und erzogen hatte? Die das Jüngste seit seiner ersten Lebensstunde, die es mutterlos gemacht, am Herzen gehalten? Diese Kinder — man hatte sie ihr fortgenommen!

Mit leeren Händen und verwaistem Herzen hatte sie sich in ihrer verödeten Wohnung verkrochen wie ein Tier, dem man die Jungen geraubt, in die Grabesstille der Räume, die sonst vom Jauchzen ihrer Lieblinge erfüllt gewesen. Die trauliche Wohnung mit dem Hausrat der Eltern — sie schien ihr fremd geworden, so fremd, daß sie fast anfing sie zu hassen. Was sollte sie noch da, allein, ganz allein? Was sollte sie mit ihrem Leben anfangen, nachdem ihm sein Inhalt genommen?

Nach einer Reihe leerer, grauer Tage hatte sie sich in einer schlaflosen Nacht zu einem Entschluß durchgerungen. Sie hatte eingesehen, daß es so nicht weitergehen könne, daß sie in der leergewordenen Umgebung, in dem leergewordenen Leben zugrunde gehen würde. Also sie mußte fort, irgendwohin — um sich einen andern Lebenszweck zu suchen.

Und als sie mit diesem festen Entschluß aufgestanden war — da gerade war dieser Brief eingetroffen.

Ganz langsam, Wort für Wort, hatte sie ihn gelesen, und als sie damit zu Ende gewesen, hatte sie ihn ruhig mit einem unwillkürlich laut gesprochenen Ja aus der Hand gelegt. Dies Ja war das erste freie Wort gewesen, das in die Stille des Zimmers geklungen, seit — seit die Stimmen der Kinder verhallt. Mit diesem Ja hatte ein neues Kapitel ihres Lebens begonnen.

Alles andere war dann sehr schnell gegangen. Noch am selben Tag hatte sie das Kabel abgesandt — war es Angst gewesen, daß sie doch wieder schwankend würde, die sie so schnell handeln ließ? Dann war sie zu seiner Mutter gegangen. Wie sehr sie von dieser Frau geliebt zu werden schien, hatte sie bis jetzt nicht geahnt. Mit Tränen der Freude war sie von ihr umarmt worden, und an ihrem Herzen hatte auch sie erlösende Tränen gefunden.

Alles Äußerliche wurde ihr sehr bequem gemacht. Der Mann schien diesmal seiner Sache ziemlich sicher gewesen

zu sein. In einem Schreiben an seine Angehörigen hatte er den Reiseweg für seine „Braut“ genau angegeben. Mitbringen solle sie nichts, als was sie für ihren persönlichen Bedarf benötige, alles übrige sei drüben zu haben oder könne später nachbestellt werden. Kaum zwei Wochen, nachdem ihr Kabel abgegangen, wurde ihr von seinem Hamburger Agenten das Reisegeld überwiesen.

Dann war die Auflösung ihres Haushalts, die Beschaffung ihrer Ausrüstung gekommen, und in der Hast dieser Wochen hatte sie keine Zeit zum Grübeln gefunden. Die Bahnfahrt bis Genua, das erste Eingewöhnen an Bord, das alles war gut gegangen. Kam nun der Rückschlag?

— — — — — — — — — — —

„Please Miß Peters, we come to ask you —“

„Bitte Herr Zimmermann, möchten Sie nicht deutsch mit mir sprechen?“

Ihr Tischgenosse, der junge behäbige Berliner, stand mit dem alten australischen Goldgräber vor ihr.

„Verzeihung, ich dachte, Sie verständen Englisch?“

„Tue ich auch. Aber ich denke, Sie sind Deutscher?“

Sehr scharf klang ihre Zurechtweisung. Etwas freundlicher fragte sie dann: „Also um was handelt es sich?“

„Wir wünschen Sie zu bitten als Partner für unsere Bordspiele“, radebrechte statt des verdutzten Zimmermann der Australier.

„Sie sprechen deutsch?“ fragte Martha Peters grenzenlos erstaunt.

„Ich bin Hamburger. Aber schon seit dreißig Jahren in Western-Australia.“

„So. Nun, dann steht uns drei Deutschen ja wohl nichts im Wege, uns in unserer Muttersprache zu unterhalten“, meinte Martha gemütlich.

Die Bordspiele? Begeistern konnte sie sich nicht gerade dafür, aber sie sagte ihre Teilnahme zu, denn das ewige Alleinsitzen tat nicht gut, das fühlte sie.

Auch ein Schachturnier sei geplant. Ob sie spielen könne?

„Ja, etwas, habe mich aber lange nicht mehr geübt.“

„Allright, also fifth claß.“ Eilfertig zog Billy, wie der Alte mit dem lustigen verwitterten Ledergesicht allgemein genannt wurde, eine zweite Liste hervor und trug Marthas Namen ein.

„Aber bitte „Fräulein“ Peters, nicht „Miß“.“

„Allright!“

Mit einem gedankenvollen Seufzer sah Martha Peters den beiden nach, die davonstapften, weitere Opfer zu werben. Sie erhob sich. Auf dem Wege zur Decktreppe kam sie an der fleißigen Strickerin vorüber.

„Sie sind immer so fleißig. Ist Ihre Arbeit so eilig?“

„Das nicht gerade, aber was soll ich denn sonst tun? Man kann doch nicht den ganzen Tag lesen.“

„Werden Sie sich auch an den Bordspielen beteiligen?“

„Man hat mich gar nicht gefragt, man denkt wohl, ich passe doch nicht dazu.“ Ganz ruhig und freundlich klang's.

„Für wen stricken Sie denn so eifrig Strümpfe?“ fragte Martha, nur um etwas zu sagen.

„Für meinen Bräutigam.“

„Ist der in Australien? Sie fahren doch nach Australien?“

„Ja, nach Melbourne. Dort holt mich mein Bräutigam ab, er ist zwei Tagereisen entfernt im Innern Missionar.“

„Dann werden Sie wohl bald heiraten?“

„Ja, gleich am selben Tage, wenn ich in Melbourne ankomme.“

Noch einige Minuten plauderte Martha mit dem netten bescheidenen Mädchen. Dann ging sie hinunter in ihre ziemlich geräumige Kabine, in der sie Alleinherrscherin geblieben, nachdem sie dem Zweiten Steward ihren diesbezüglichen Wunsch mit goldenem Nachdruck klargemacht hatte.

An der Kabinentür fiel zufällig ihr Blick auf das daneben angebrachte Schildchen mit ihrem Namen: „Miß Peters.“

Ärgerlich riß sie den kleinen Pappkarton aus seinem Rähmchen, schrieb mit kräftigen Zügen „Fräulein Peters“ auf die Rückseite und schob ihn umgekehrt wieder ein.

— — — — — — — — — — — —

Allmählich lernte Martha einen Teil ihrer Reisegenossen näher kennen, die Bordspiele und besonders die gemeinsamen Reiseerlebnisse gaben reichlich Gelegenheit dazu. Hauptsächlich brachte der Tag, an dem das Schiff in Port Said lag, die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft einander näher.

Etwas unvergleichlich Schönes folgte: die Fahrt durch den Suezkanal bei Vollmondschein. Alles blieb fast die ganze Nacht an Deck und ließ das zauberhafte Bild der endlosen Wüste im blauweißen Mondlicht an sich vorübergleiten.

Die Fahrt durch das Rote Meer wurde viel angenehmer, als ihr Ruf. Man war ja im Dezember und die Hitze daher erträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Operation.

Skizze von **Wilhelm Georg**, Bremerhaven.

„Es ist so, wie ich vorhin schon sagte,“ meinte der freundliche Professor, der Chefarzt des großen Krankenhauses in M., und gab sich Mühe, mir dabei Mut zu machen, „wenn Sie das Ding los sein wollen, müssen Sie sich operieren lassen . . .“ Er nahm eine seiner schweren Importen aus dem Etui und zündete sich, es war spät am Abend und die Konsultation trug mehr den Charakter einer freundschaftlichen Beratung, den Glimmstengel an. „Also Montag, um 7 Uhr früh; wir fangen zeitiger an als die Herren Schriftsteller. Und möglichst vorher nichts genießen . . .“

Der kommende Montag . . . Mich fröstelte. Im Bureau werden die Personalien aufgenommen, sorgsam, umständlich. „Nachrichten eventuell wohin?“ frug der Beamte des Krankenhauses. So, für alle Fälle . . . Man geht ja über die Grenze, wo zwei um des Menschen Körper ringen. Und wenn wir auch stark hoffen, daß die geübte Hand des berühmten Chirurgen Sieger bleibt, man kann nie wissen. „Also, notieren Sie, Nachrichten an meine Frau in Bad E. . . .“ Die Formalitäten waren erledigt. Im Vestibül der chirurgischen Abteilung Pflanzenschmuck, viel Grünes über den kalten Steinen. Wie wohl das tut. Ein Krankenpfleger in blau und weiß gestreifter Jacke beginnt jetzt mit dem zweiten Teil der Formalitäten. Sie gelten meinem Körper. Ich werde rasiert, es ist immerhin ein Eingriff in die Bauchhöhle; dann ein Schuß Jod, noch einer. Nun sind sie fertig. Man klopft. „Der Herr Professor läßt fragen, wie weit?“ höre ich die Stimme einer Diakonissin draußen. Die Tür wird geöffnet, man rollt mein Bett nach dem Fahrstuhl, der in die Tiefe sinkt. Ein ganz leiser Ruck, wir sind im Erdgeschoß, ein paar Sekunden später (es geht fast alles geräuschlos, präzis wie ein Uhrwerk) liege ich im Vorraum des Operationssaales. „Die Spritze, Schwester,“ sagte jemand hinter mir. Es ist der erste Assistenzarzt. Ein kleiner Stich in den Arm . . . Morphium . . . Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich Morphium bekam. Seltsames Gefühl, als ob man emporgetragen würde nach den Wolken. Mir wird so leicht, so sorglos. Auch nicht mehr das geringste Zagen, das Empfinden einer unendlichen Freude; man möchte jubeln, ist beinahe zum Spaßen aufgelegt. Dann schiebt man mein Bett in den Operationssaal, ins Allerheiligste.

Ein Meer von Licht und Wärme nimmt mich auf. Die weißen Operationsmäntel der Chirurgen, der Pfleger, der Diakonissen reflektieren im Sonnengold. Das ist wie eine Kapelle, in der ein Heiliger das Wunder der Erlösung vollzieht; das Auge ist fast geblendet von dem Licht, das überall hereinströmt. Heilbringendes, heiliges Licht! „Nun schlingen Sie Ihre Arme fest um meinen Hals“, sagt ein Wärter mit kleinen Schlitzaugen und großer Hornbrille. Ich stelle in diesem Augenblick Betrachtungen über die Rassenzugehörigkeit dieses Mannes an. Seltsam, als ob ich jetzt gar nichts anderes zu tun hätte . . . Nun liege ich, nur noch willenloses Objekt, auf dem Operationstisch; wieder höre ich das Wort „Spritze“, dann leiser „Novocain“, ein Stich in den Rücken, Leib und Füße sind jetzt unempfindlich; ich wollte keine Narkose . . . Ein kleines Gestell, just so wie ichs als Kind zu Hause bei meinem Puppentheater hatte, wird vor mich hingestellt und ein kleiner grauer Vorhang herabgelassen, so daß ich nichts von all dem sehen konnte, was mit meinem Körper von der Brust abwärts geschah. An beiden Handgelenken liegen die Finger der Schwestern, die meinen Puls unausgesetzt verfolgen. Mir ist's, als ob jemand mit einer Stecknadel leise meinen Leib ritzt, dann höre ich Instrumente klappern, sehe oben an der weißen Decke des Saales die Schatten der mit einer unglaublichen, geradezu virtuosen Schnelligkeit arbeitenden Hände des Professors auf und ab huschen. „Den Kneifer ab“, kommandiert der Professor, der mein neugieriges Auge sah . . . O . . . schade, sagte ich bedauernd, als die Schwester mir die Augengläser raubte . . . „Ja, ja,“ meinte der Professor, „hier wird nicht Detektiv gespielt.“ So konnte ich dann nur noch, so gut es mit meiner Kurzsichtigkeit ging, Physiognomien in meiner Umgebung studieren. Das interessierte mich eine halbe Stunde, dann erlahmte das Interesse an dieser etwas eintönigen Beschäftigung. Wir unterhalten uns über einen der Größten, der je am Operationstisch stand und den wir beide gekannt hatten, über Ernst von Bergmann . . .

„Wieweit sind Sie nun eigentlich, lieber Professor?“ gestattete ich mir die schüchterne Frage. Ich bereute sie sofort, denn ich sah, wie dem fleißigen Operateur der Schweiß auf dem Stirnrand stand, den die weiße Mütze gerade noch freiließ. „Sie glauben wohl, ich kann hexen!“ klangs ärgerlich zurück. Geschah mir ganz recht, Bergmann würde mit göttlicher Grobheit dazwischen gefahren sein. Gleich darauf

meinte der Schalk: „Kennen Sie Demokrit?" „Ja und nein!" „Dann hören Sie, was der Weise aus Abdera irgendwo sagt: „Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Teilen . . . Nichts geschieht zufällig, sondern alles aus einem Grunde und mit Notwendigkeit . . . ." Nun wußte ich genug.

Nach einer weiteren halben Stunde war das Werk vollbracht. Als sie mich wieder auf mein fahrbares Bett brachten, suche ich nach des Professors Hand, um sie zu drücken, ihm zu danken. „Man dankt erst, wenn alles vorüber ist!" meinte er lächelnd.

Nach vier Wochen war alles vorüber, und ich trat beglückt hinaus ins wiedergewonnene Leben. Wenn ich nachher oft spät nachts auf meinem Nachhauseweg an dem stillen großen Haus vorüberschritt, zählte ich die Fenster . . . Das vierte war es, ich kenne es an dem Efeugerank und dem großen alten Baum, der mit seinen Zweigen mich so manchesmal früh willkommen hieß, wenn ich den Tag erwartete . . . Und so oft ein matter Lichtstrahl durch die Scheiben dringt, gedenke ich dankbar des Alten von Abdera und seines Verkünders, der mich Geduld lehrte.

Der Smaragd.

Frau Kitty Winterton war glücklich. Sie hatte den besten Mann von der Welt. Lebte in, wenn auch nicht glänzenden, so doch auskömmlichen Verhältnissen und sie wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn es bei ihr nicht auch eines der vielen Wenns gegeben hätte, an denen alle Frauen leiden. Frau Winterton hatte eine kleine Schwäche. Diese kleine Schwäche, die sie mit anderen Frauen teilte, bestand in einer besonderen Vorliebe für Edelsteine. Für — das war die Spezialität von Frau Kitty — große Edelsteine. Nur schöne, große Steine, das war ihr seligster Wunsch. Am liebsten hätte sie ja einen Diamanten gehabt. Aber einen so großen Diamanten, wie ihn Frau Kitty sich dachte, würde sie niemals bekommen. Doch es braucht ja nicht immer ein Diamant zu sein. Ein Smaragd von entsprechender Größe tut es auch. Immer sprach sie von dem Smaragd. Morgens beim Frühstück und abends, wenn Herr Winterton aus dem Büro nach Hause kam. Sie bat, sie schmeichelte, sie küßte Herrn Winterton auf den Mund, küßte ihm die Ohrläppchen, weil sie wußte, daß er das so besonders gern hatte.

Und eines Tages war der Widerstand des Herrn Winterton besiegt. Als er nach Hause kam, überreichte er ihr ein Etui. Darin lag ein Ring mit einem wundervollen Smaragden. Einem Smaragden von seltener Schönheit und Größe. Frau Kitty jubelte. Sie fiel ihrem Gatten um den Hals. Sie küßte ihn, küßte ihn auf den Mund, küßte ihn auf das rechte Ohrläppchen und dann auf das linke und dann noch einmal auf das rechte.

„Aber Kind, aber Kind!" . . . wehrte Winterton. Es war, als ob ihn diese stürmische Zärtlichkeit verlegen machte. Frau Kitty aber strahlte. Sie konnte sich nicht sattsehen an dem Ring. „Der Ring muß ja ein Vermögen gekostet haben", meinte sie. „Ach du Lieber, du Guter!" . . . Und wieder mußten die Ohrläppchen herhalten.

Es waren ungetrübte Wochen des Glücks für beide Eheleute bis . . .

Eines Abends gingen sie in die Oper. Die Vorstellung hatte gerade angefangen. Alles stand im Banne der Musik. Auch Frau Kitty faltete verzückt die Hände. Da . . . ein jäher Schreck. An der rechten Hand fehlte der Ring. Und nun erinnerte sie sich: sie hatte ihn beim Waschen abgezogen und auf dem Waschtisch liegen lassen. Ihren Ring! Das war noch nie passiert. Sie wollte es sofort ihrem Manne zuflüstern. Aber was würde er sagen. Er würde wütend werden. Und mit Recht. Wie konnte sie auch! . . . Vielleicht war es besser zu schweigen und zu warten. Der Ring würde ja noch da liegen.

Aber in der Pause konnte sie es nicht mehr aushalten. Sie gestand ihm ihren Kummer mit verhaltenem Schluchzen in der Stimme. Sie wollten doch, bat sie, sofort nach Hause fahren. Aber er war merkwürdig gefaßt. Er suchte sie zu beruhigen. Das Unglück sei ja nicht so groß. Wer sollte denn den Ring nehmen? Das Mädchen habe heute ihren freien Tag und käme erst spät nach Hause. Sie seien früher da. Und Einbrecher würden ja nicht gerade heute kommen . . .

Frau Kitty aber vermochte sich nicht zu beruhigen. Sie konnte das Ende der Vorstellung kaum abwarten. Endlich waren sie zu Hause. Ihr Gatte stocherte im Türschloß. Der Schlüssel wollte nicht recht hineingehen.

„Na nu, das sieht ja gerade aus, als ob Einbrecher", murmelte Herr Winterton. Er versuchte es mit dem Drücker. Die Tür ging auf, sie war gar nicht verschlossen gewesen.

Auf der Diele eine gewisse, aber noch wenig spürbare Unordnung. Im Herrenzimmer schon mehr. Die Schubladen offen. Im Speisezimmer desgleichen. Alles war nach Wertsachen untersucht worden. Offenbar ein Dieb, der es nur auf Kostbarkeiten abgesehen hatte. Im Schlafzimmer die Unordnung am größten. Frau Kitty stürzte nach dem Waschtisch. Ein Freudenschrei. Da lag ihr Ring an derselben Stelle, unversehrt, in all seinem strahlenden Glanz.

Frau Kitty drückte das Kleinod an ihr Herz. Sie begriff das Wunder nicht. Da erst bemerkte sie an der Stelle, wo der Ring gelegen hatte, einen weißen Zettel. Einen Zettel mit ein paar flüchtig hingeworfenen Zeilen. Hastig griff sie darnach. Und sie las, las mit immer größer werdendem Entsetzen: „Ich nehme nur Wertsachen. Den Ring hier behalten Sie ruhig. Falsche Steine sind nichts für mich."

Frau Kitty griff in die Luft. Es war, als ob sie hinsinken müßte. Ihr Ring, ihr geliebter Smaragd falsch! . . . Deshalb die Ruhe ihres Mannes! . . . an einem unechten Stein hatte sie sich gefreut und dafür hatte sie ihren Mann umarmt, gestreichelt, geküßt . . . oh, oh, oh! . . .

Und diesmal war es Herrn Winterton nicht möglich, seine Frau zu beruhigen. Man ist auch kein guter Trostspender, wenn man ein schlechtes Gewissen hat und unverdientermaßen so und so oft auf das Ohrläppchen geküßt worden ist.



Bunte Chronik



* **Schreibmaschinenunterricht mit Musik.** In der Technischen Schule zu Blackburn hat der Leiter der Handelsabteilung Mr Abbot den Schreibmaschinenunterricht mit Musikbegleitung eingeführt. Während der Übungen der Schülerinnen spielt ein Grammophon zuerst langsame Stücke, später schnellere und die Schülerinnen werden daran gewöhnt, im Takt der Musik zu schreiben. Es sollen dabei in kurzer Zeit vorzügliche Resultate erzielt werden; eine Schnelligkeit von 60 Worten in der Minute soll mit Leichtigkeit zu erreichen sein.

* **Panzerautos als Kassenboten.** In Neuyork wimmelt es nicht nur von öffentlichen und privaten Personen- und Lastautos, sondern auch von — Panzerautos, die von einer besonderen „Panzerwagen-Gesellschaft" in den Verkehr gebracht worden sind und an Zahl immer mehr zunehmen. Sie werden hauptsächlich zum Transport von Wertsachen und namentlich Wertpapieren und Geld benutzt im Verkehr der Banken untereinander, ebenso zum Transport großer Lohnsummen von den Banken in die verschiedenen großen Unternehmungen und der täglichen Einnahmen der riesenhaften Warenhäuser usw. in die Bankdepots.

* **Die gefährliche Kuhmilch.** In London tagte soeben der Internationale Vegetarische Kongreß, bei dessen Anlaß der griechische Gelehrte Damoglon erklärte, daß seine Versuche, die er während zweier Jahre angestellt habe, gezeigt hätten, daß der regelmäßige Genuß von Kuhmilch in großen Mengen bei den Milchtrinkenden mit der Zeit das Gehirn und die gesamte Denkweise in der Weise umbilde, daß sich Gehirn und Mentalität des Trinkenden denjenigen einer Kuh nähere. Ob die Gefahr der Verkuhung nur für das weibliche Geschlecht vorliegt, oder ob auch die Möglichkeit besteht, daß das milchtrinkende männliche Geschlecht mit der Zeit verochst, wurde von dem Gelehrten nicht gesagt.

Lustige Rundschau



* **Das schreckliche Fritzchen.** — Die „Visite" machende Tante Amalie ist auf kurze Zeit mit dem kleinen Fritz allein. „Was hab'n wir heute fürn Datum?" fragte plötzlich der Kleine. „Heute ist der 17.", erwiderte die Tante, „Warum denn mein Kind?" Fritz denkt nach. Er rechnet anscheinend. „Also", sagt er nach einer Weile, „am zwanzigsten ist Papa wieder ganz." „Wie kommst du denn darauf?" fragte die Tante kopfschüttelnd. „Ja", sagte Fritz, „Papa hat gestern gesagt: „Wenn Tante Amalie kommt, bin ich drei Tage lang nur 'n halber Mensch".

* **Erschöpfende Auskunft.** — „Die Figur ist ja auffallend billig. Aus welch einer Masse ist die denn?" — „Aus einer Konkursmasse."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.